

„Kann ich dir helfen?“

Alois Kölbl im Gespräch mit dem albanischen Künstler Endri Dani

Vor vier Jahren musste Endri Dani seinen Aufenthalt in Graz im Rahmen des Styrian-Artist-in-Residence-Programmes des Landes Steiermark wegen des Corona-Lockdowns ungewollt um drei Monate verlängern, die er in einem Zimmer der KHG im Gebäude des ehemaligen Jesuitenkollegiums in der Grazer Stadtkrone verbrachte. Entstanden ist damals eine Werkserie, die er nun erstmals in Österreich in der QL-Galerie präsentiert. Inspiriert hat ihn Pier Paolo Pasolinis berühmte „Ballade von den Müttern“. Hochschulseelsorger Alois Kölbl hat mit ihm vor dem Muttertag über seine Ausstellung gesprochen.



Alois Kölbl: Deine Werkserie „JAZZ“ ist von einem Gedicht Pier Paolo Pasolinis inspiriert. Was macht diesen Text für dich als bildenden Künstler interessant?

Endri Dani: Pasolini und viele Autoren seiner Generation waren seit meiner frühen Jugend ein wichtiger Bezugspunkt, mit dem ich durch meinen Vater, der Literaturprofessor war, in Berührung gekommen bin. Albanien war und ist sehr von italienischer Kunst, Kultur und Philosophie beeinflusst. Ich bin durch meinen Vater wirklich mit den machtkritischen Texten von Pasolini und Antonio Gramsci aufgewachsen, die für ihn und viele andere

seiner Generation eine wichtige Grundlage für den inneren Widerstand gegen das diktatorische Regime in Albanien waren. Bei Pasolini geht es ja auch vor allem darum, wie Macht und Machtausübung mit der Industrialisierung verbunden sind. Die Industrialisierung begann in Albanien Jahrzehnte später als in anderen Ländern Europas. Pasolini kritisierte die neue Ordnung des Industrie- und Konsumzeitalters. Er beobachtete und analysierte die gesellschaftliche Machtordnung als einer der führenden Intellektuellen seiner Zeit sehr genau. In Albanien gab es über Jahrzehnte

eine totalitäre Diktatur mit absoluter Kontrolle der gesamten Gesellschaft. Es gab überhaupt nichts Privates. Meine Heimat ist ja ein kleines Land mit nur drei Millionen Einwohnern. Da ist staatliche Kontrolle sehr einfach. Alles war strengstens reglementiert. In meiner Familie herrschte ein starker Oppositionsgeist, und ich erlebte meine Mutter in einem Zwiespalt: einerseits wurde bei uns zu Hause sehr offen und kritisch auch gegen die staatliche Linie gesprochen, andererseits musste man Strategien entwickeln, um das nach außen hin zu verstecken. Meine Mutter wollte mich und meine Schwester schützen, gleichzeitig aber auch dazu erziehen, anderen zu helfen, auch in Opposition zu staatlicher Reglementierung zu treten. Ihre Frustration über diesen Zwiespalt war für uns offenkundig. Viele meiner Altersgenossen versuchten ja ihre Lebensbedingungen durch Loyalität zum herrschenden System zu verbessern. Mit Konformismus ist menschliches Leben immer leichter zu gestalten. Darum geht es auch in Pasolinis Text. Im Lockdown in Graz, als ich mehr oder weniger in meinem Zimmer gefangen war, habe ich viel über staatliche Reglementierung nachgedacht, und wie weit sie gehen darf. Die Erzählung, dass das Virus ursprünglich von einem Schuppentier auf den Menschen übertragen wurde und so in die global vernetzte menschliche Lebenswelt eingedrungen ist, hat mich auch sehr beschäftigt. In kürzester Zeit war die ganze Welt von einem Virus betroffen, das von einem Markt irgendwo in China - aus unserer Perspektive irgendwo am Ende der Welt - ausgegangen war. Von dem in einer armen und marginalisierten Ortschaft irgendwo im Fernen Osten auf den Menschen übergesprungenen Virus blieb innerhalb kurzer Zeit auch die britische Königsfamilie nicht verschont. Das faszinierte mich. In dieser Situation habe ich Pasolinis Gedicht wieder gelesen. Dort heißt es, dass seit der Antike die Machthaber immer Angst vor der Macht der Mütter haben, die ihre Kinder erziehen. Bei Pasolini geht es um das Industriezeitalter. Ich wollte das auf unser digitales Zeitalter übertragen, denn der Computer ist die Basis unserer globalisierten Wirtschaft. So habe ich versucht, mit einem ganz kleinen Kind und seiner Mutter in Kontakt zu kommen. Das Kind sollte noch in einem Alter sein, in dem es sich nicht erinnert an das, was es geschaffen hat.

Das war mir sehr wichtig. Die Mutter führte die Hand ihres sechsmonatigen Babys mit einem Stift in der Hand, und sie sollte versuchen eine Linie zu zeichnen, die möglichst genau an die von einem Computer generierte, gerade Linie angepasst ist. Mit dieser Idee entstanden hundert Zeichnungen, in denen es in einem übertragenen Sinn um Konformismus und Anpassung geht und um die Automatisierung eines noch nicht selbstbestimmten kleinen Kindes.



Deine Arbeit heißt „JAZZ“. Warum?

Ganz einfach: Das ist der Name des Babys, das die Linien gezeichnet hat. Seine Mutter, eine Albanerin aus dem Kosovo, ist Jazz-Sängerin und sein Vater ist Musiker. Daher rührt wohl der Name des Kindes. Für mich fügt sich das aber noch aus einem anderen Grund sehr schön für meine Arbeit. Graz ist ja für seine Jazz-Szene bekannt, das ist nicht selbstverständlich in einer europäischen Stadt. Jazz steht einerseits für die Befreiungsgeschichte der People of Color in Amerika, andererseits ist Jazz von Improvisation geprägt, die sich nicht strikt an die Vorgabe der Noten einer Komposition hält, sondern vom freien Spiel und dessen Dynamik lebt. Genau darum geht es in meiner Arbeit.

Du kombinierst deine Werkserie sehr poetisch mit einer anderen Arbeit, die bei mir wieder Assoziationen zum Muttertag wachruft, weil du einen Strauß mit Rosen in den Galerieraum stellst...

In dieser Arbeit geht es sehr stark um Gefühle und Emotionen, deswegen ist die Assoziation zum Muttertag nicht unberechtigt. Gleichzeitig hat die Arbeit aber sehr starke politische Implikationen. Die Idee dazu entstand während eines Stipendienaufenthaltes in New York. Sie

basiert auf Kindheitserinnerungen von mir. Ich bin in Shkodra aufgewachsen, im Norden Albanien, nicht weit weg von den Bergen. In meiner Kindheit gab es noch sehr strenge Winter. Das hat sich inzwischen durch den Klimawandel verändert. Als Kinder konnten wir den Frühling kaum erwarten, vor allem meine um zwei Jahre ältere Schwester. Wenn sie Blumen mit den ersten Knospen sah, hat sie diese, die irgendwie wie Babies noch in einer embryonalen Phase waren, abgeschnitten und mit nach Hause gebracht. Sie hat dann immer Aspirin ins Wasser gegeben, weil es hieß, dass dies den Prozess des Erblühens beschleunigen würde. Während meine Schwester in der Schule war, habe ich dann ein wenig nachgeholfen, weil ich ihr eine Freude bereiten wollte. Ich habe händisch die Knospe geöffnet und eine vollkommen erblühte Blume erzeugt. Heute bin ich mir bewusst, dass ich es war, der mit seiner Ratio letztlich ihr Lächeln und ihre Freude über die erblühte Knospe manipuliert hat. Meine Kindheit in Albanien war vom prosperierenden Amerika und von der wirtschaftlich und kulturell blühenden Stadt New York geprägt, ohne dass ich jemals dort gewesen wäre. An diese Erinnerung habe ich mit meiner Performance in Manhattan angeknüpft. Ich ging auf den Blumenmarkt im Flower District, den man in dieser Zeit gerade aus Manhattan in die Bronx verbannen wollte, und kaufte einen Blumenstrauß. Dann ging ich vier Stunden lang zu Fuß vom Flower District in den Financial District, also in das Stadtviertel, von dem aus der ganze Wohlstand und Reichtum der westlichen Welt kontrolliert wird. Dort begann ich die Knospen des Rosenstraußes wie in meiner Kindheit mit meinen Händen zu Blüten zu öffnen. Den so zum Blühen gebrachten Rosenstrauß stellte ich dann vor das Woolworth-Building, das man wegen seiner architektonischen Formensprache treffend als „Kathedrale des Konsums“ bezeichnet. Assoziationen in viele Richtungen waren dabei natürlich von mir erwünscht.

Für mich war es ein sehr berührender Moment, als du deine Performance im Kunsthaus Graz wiederholt hast, und ein Mädchen, das mit seiner Mutter dort vorbeiging, zunächst mit dir Blickkontakt aufgenommen und dir dann spontan bei deiner Arbeit geholfen hat, die Knospen zu

Blüten zu öffnen. Das war ja nicht geplant und so etwas kann man auch nicht planen...



Das war bereits das zweite Mal, dass so etwas passierte. Auch in Riga, wo ich vor einiger Zeit die Performance auf einem Kunstfestival machte, hat mir ein Kind die Show gestohlen (lacht). In Riga wie auch in Graz begann alles mit der einfachen Frage eines kleinen Mädchens: „Kann ich dir helfen?“ Das fügt sich perfekt zu meiner Arbeit, weil der innere Antrieb für diese Performance ja gerade darin besteht, dass diese Frage in unserer Welt viel zu zögerlich und viel zu selten gestellt wird. Es geht um Marktmechanismen, die Dominanz der wirtschaftlich Mächtigen und um Ausbeutung, aber auch um ökologische Verantwortung. Die Rosen meiner Performance sind in Peru gewachsen, eine holländische Firma hat sie dort gezüchtet und zunächst nach Holland verschifft. Von dort kamen die Blumen nach Tirana, wo ich sie gekauft und nach Graz gebracht habe. Die Frage der beiden Kinder war also nicht nur entwaffnend, sondern erschloss auch eine neue Sinnebene. Wir bräuchten diese simple

Geste so oft in unserer Welt der Ausbeutung auf Kosten anderer, des Leidens und der Armut, die verdrängt und nicht wahrgenommen werden. Diese zunächst so simpel und naiv scheinende, kindliche Frage könnte als Schubumkehr einer Haltung eines Systems prosperierenden Reichtums fungieren, dessen Wohlstand auf Kosten anderer blüht.



Die kindliche Frage und das wunderbar-subversive Eindringen in deine künstlerische Performance führt mich zu einer abschließenden Frage, vielleicht ist sie auch naiv: Glaubst du, dass Kunst helfen kann, diese Welt zu einer besseren Welt zu machen?

Das ist die Millionenfrage... (lacht)! – Eine Antwort kann ich nur aus dem Kontext heraus formulieren, in dem ich aufgewachsen bin und lebe. Während der kommunistischen Zeit wurde Kunst als Propagandamittel eingesetzt um die öffentliche Meinung zu manipulieren und Repression zu beschönigen. Wir dürfen nicht vergessen, dass erst ein paar Jahrzehnte seitdem vergangen sind, und wir noch immer in der von den Vordenkern dieser Epoche geschaffenen Welt leben. Auch das politische

Machtsystem im heutigen Albanien hat Interesse an der Bildenden Kunst. Die Kinder politischer Bürokraten haben sich inzwischen in westlichen Kunstinstitutionen etabliert. Als kulturelle Diaspora in Westeuropa instrumentalisieren sie die öffentlichen Kunstinstitutionen im Land, die ihre Aufmerksamkeit auf die Kinder jener Mütter richten, die nicht die Courage hatten, sie dazu zu erziehen, sich nicht mit den Resten des Festes der Reichen und Privilegierten zufrieden zu geben, um im Bild des Gedichtes von Pasolini zu bleiben. Wir brauchen neue Perspektiven, um aus dieser Bevormundung durch die institutionellen Machtsysteme der Kunst auszubrechen. Dabei denke ich auch daran, dass der heutige albanische Staat, an dessen Spitze ein Ministerpräsident steht, der auch Künstler ist, seine Gesetze für die institutionelle Oligarchie entwirft. Diesem staatlich vorgegebenen Narrativ versuche ich als Künstler mit meinen persönlichen Autonomiestrategien, die sich gegen den kollektiven Mainstream richten, zu entkommen. Ich weiß nicht, wohin mich das führen wird, spüre aber die emotionale Energie, die diese subversive Utopie in mir auslöst.

